

# Inhaltsverzeichnis

Anstelle eines Vorworts . . . . .	9
-----------------------------------	---

## TEIL I

### Rückblick auf die Geburt unserer Gegenwart

Auf der Überholspur . . . . .	36
Spaltungsindizien . . . . .	47
Zur Sozialgenese einer zerrissenen Gesellschaft . . . . .	56

## TEIL II

### Im Auseinanderdriften

Das kränkende Virus . . . . .	92
Verstrickt in Metaphern . . . . .	110
Der Ausnahmezustand als Alltag . . . . .	124
Ein Unglück in Echtzeit . . . . .	141

Konkurrierende Wahrheiten und Gewissheitswünsche . . . . .	159
Demokratiemüdigkeit . . . . .	184

**TEIL III**  
Lob der Provisorien

Umwege gehen . . . . .	210
Resilienz als Lebensstilpolitik . . . . .	216
Die Rückeroberung der öffentlichen Güter . . . . .	224
Autarkiefähige Räume . . . . .	235
Eine Ökonomie des Maßhaltens, eine Politik der Freundschaft. . . . .	243
Nachwort: Gruß an die Barbaren . . . . .	251
Bibliografie . . . . .	259
Anmerkungen . . . . .	266

# Auf der Überholspur

»Die Geschwindigkeit ist die Identität des Fortschritts.«

Saint-Pol-Roux<sup>17</sup>

Die Corona-Krise ist vielfältig, komplex, teils sogar unübersichtlich in ihrem Ausmaß, erst recht hinsichtlich ihrer künftigen Folgen. Um sie zu verstehen, brauchen wir einen längeren Atem. Sie schlug nicht aus dem Nichts heraus in unsere Gesellschaft ein, so als sei der Aufprall in keiner Weise vorhersehbar gewesen. Sie traf auf eine verwundbare und verwundete Gesellschaft. Deren jüngste Geschichte gilt es – in großen Zügen – zu erzählen. Das Virus erreichte uns in einer bestimmten Disposition, in einer krisenhaften Disposition. Es bedrängte eine Kultur wachsender Selbstzweifel, ein politisches Kollektiv voller Risse, eine Demokratie im Krisenmodus.

Gerade ihr pandemisches, also globales Ausmaß, verbietet es, über sie in allgemeinen und abstrakten Begriffen zu sprechen. Die Corona-Krise war nicht überall auf der Welt die gleiche Krise und das war und ist sie auch bei uns ebenso wenig. Die Gemeinsamkeit besteht lediglich im Vorhandensein des Virus, aber das Elend, das es verursacht, die Verwerfungen, die es entstehen lässt und die Maßnahmen, die zu seiner Eindämmung ergriffen werden, sind längst nicht überall miteinander vergleichbar. Es gibt die biologische Klammer des Virus, die uns unter dem Namen Covid-19 zusammenzwingt. Entscheidend für die Erfahrungen, die in der Krise gemacht werden, sind aber sozioökonomische, kulturelle und politische Faktoren. Konzentrieren wir uns auf die eigene Gesellschaft.

Deren jüngste Vergangenheit muss zunächst erzählt werden, wenigstens in Umrissen, da wir ansonsten nicht verstehen, in welcher Umgebung das Virus seine traurige Wirkung entfalten konnte. Wir fangen deshalb mit einer Art Anamnese an – mit der Erinnerung an die Vorgeschichte unseres gesellschaftlichen Körpers. Erst nachdem wir jene Vorgeschichte skizziert haben, darf mit der Durchführung der Diagnose gestartet werden. Wir müssen wissen, wie und warum unsere Gesellschaft ins Stolpern geriet, weil alle anderen Überlegungen im Hinblick auf die Zukunft sonst auf Sand gebaut sein werden. Auf die Diagnostik erfolgen dann Vorschläge zur Therapie.

Dass an dieser Stelle ein medizinisches Vokabular verwendet wird, ist natürlich kein Zufall. Mit der viralen Natur des Anlasses – mit der Covid-19-Pandemie – hängt dies allerdings nicht zusammen. Die der Medizin entlehnte Begrifflichkeit wurde hier deshalb gewählt, weil die Beschreibung unserer Lage es nahelegt: Wir befinden uns nämlich in schlechter Verfassung. Unsere Gesellschaft ist auf die vorhandenen und kommenden Herausforderungen kaum vorbereitet. Im Gegenteil – wir haben die Zeichen der Zeit ignoriert, wir lebten in Blasen des Als-ob, die den Eindruck vermittelten, wir könnten so weitermachen wie bisher. Das ist aber nicht der Fall.

Eine Medikalisierung der Krise ist also nicht beabsichtigt. Gesundheit und Krankheit im strikten Sinn dieser Wörter stehen nicht im Mittelpunkt dieses Essays. Aber auch auf die Krankheitsmetaphorik werden wir so weit wie möglich verzichten. Krankheitsmetaphern, so schrieb die große Essayistin Susan Sontag, seien »eine Ermutigung zu vereinfachen, was komplex ist, und eine Aufforderung zur Selbstgerechtigkeit«<sup>18</sup>. Ganz zu ihr Abstand zu halten, wird schwer sein. »In schlechter Verfassung« ist jedenfalls eine schwachmetaphorische Formel medizinischer Herkunft, die zur Befragung der Vorgeschichte, also der Anamnese, kaum vermieden werden kann. Aber in welcher Verfassung wurde unsere Gesellschaft wie im Schock erwischt? Was war mit ihr in den letzten Jahrzehnten geschehen? Im Folgenden werden die wichtigsten Entwicklungen ins Visier genommen. Wie ein *basso continuo* wird uns die Klimakatastrophe dabei begleiten, ohne dass sie immer aus-

drücklich genannt wird. Das geschieht in diesem Essay erst später. Die Jetztkrise muss eingebettet werden – in die langjährigen, also in die jüngere Vergangenheit zurückreichenden Determinanten unserer Gegenwart. Was hat uns in den letzten Jahrzehnten so nachhaltig geprägt? Warum hat sich unser Leben so gravierend verändert? Und wer ist das »Wir«, über das hier gesprochen wird?

Auch eine unsichtbare Keule vermag allzu sichtbare Verheerungen anzurichten. Das Coronavirus gleicht einer solchen Keule, einer paradoxen Keule, weil man sie weder sieht noch spürt im Moment des Erstschlags. Das Virus attackierte wie aus dem Nichts eine Gesellschaft unter Strom. Es traf ein Kollektiv auf Trab ins Mark, weil es eine scharfe Notbremsung erzwang, ein völlig ungewohntes und plötzliches Herunterfahren nahezu aller Aktivitäten, die zum Selbstverständnis spätmoderner Bürger gezählt werden. Zu diesem Selbstverständnis gehört ein nahezu grenzenloses Maß an Bewegungsfreiheit. Letztere wurde radikal eingeschränkt. Vielleicht charakterisiert nichts das Ausmaß und die Natur der Krise so einfach und so genau wie der plötzliche Stillstand, der verhängte Stillstand, der uns aus dem Vertrauten herauskattapultierte. Mit ihm stieß die Pandemie in den intimen Code unserer Gesellschaft vor – in das Alphabet permanenter Veränderung und Beschleunigung.

Der Lockdown darf deshalb als das signifikanteste Phänomen der Pandemiekrise betrachtet werden. In der Verlassenheit der Innenstädte, im erzwungenen Rückzug in die eigene Wohnung, in der Schließung von Schulen und Universitäten und inmitten der gähnenden Leere großer Industrieanlagen und Wirtschaftsbezirke zeigte sich – gemessen an der Dynamik und Schnelligkeit des vorherigen Alltags – eine Kontrastrealität. Als wäre eine Zivilisation in kürzester Zeit implodiert, wurde die Überhitzung unseres Lebens rapide abgekühlt.

Der Geschwindigkeits-, der Beschleunigungs- und der Bewegungsrusch, die unsere Kultur erfasst haben, sind keineswegs neu. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wechseln sich Klage und Enthusiasmus über dieses Phänomen regelmäßig ab. Als Signatur der allerneuesten Epoche, also unserer Gegenwart, gilt dies umso mehr. Für nicht wenige unter

uns repräsentierte dieser Rausch die Befreiung aus dem Althergebrachten. Die Teilhabe an der genannten Dynamik versprach geradezu einen Statusgewinn. »In der alten Welt waren Ruhe, Gelassenheit und Besonnenheit wichtige Tugenden, in der Moderne drückt ein ruheloses Leben gesellschaftliche Bedeutung aus. Wer ruhelos ist, gehört dazu, er zählt zu den Leistungsträgern der Gesellschaft, zumindest ist er irgendwie »wichtig«, er repräsentiert das Ethos einer neuen Zeit, die geradezu besessen ist von der Bewegung, der Vitalität und der Geschwindigkeit.«<sup>19</sup>

Der französische Architekt und Philosoph Paul Virilio hat in den 80er-Jahren des letzten Jahrhunderts eine umfassende Analyse der Moderne als Zeitalter unablässiger Bewegung, permanenter Geschwindigkeitssteigerung und nicht endender Beschleunigung vorgelegt. Aus seiner Sicht hat die Moderne in der Zivilisationsgeschichte, die sogar im Ganzen als eine Geschichte stetiger Beschleunigung gelesen werden könnte, einen enormen Geschwindigkeitsschub bewerkstelligt: Langsamkeit oder Schnelligkeit in den Bewegungs- und Kommunikationsmitteln entscheiden seitdem über das Wohl und Weh ganzer Gesellschaften. Das Ausmaß und die Rasananz der Mobilisierung sind zu Kennzeichen avantgardistischer Entwicklungsschübe geworden und deren Ausbleiben als Charakteristika der Versager und der Besiegten: »Die Schnelligkeit macht das Wesen des Krieges als auch des modernen Staates aus«, schreibt Virilio. In diesem Wettbewerb geht es schonungslos zu, denn »die Felder der Geschwindigkeitsexzesse sind von Opfern dieses Gefechtes übersät«.<sup>20</sup>

Längst hat die Gegenwartssoziologie sich in der Spur Virilios dem modernitätstypischen Phänomen exzessiver sozialer Beschleunigung gewidmet, am eindrucklichsten in den Arbeiten von Hartmut Rosa. Ihm zufolge befinden wir uns in einem »Beschleunigungszirkel«, also in einem sich selbst antreibenden Getriebe. Es lohnt sich, auf Rosas Analyse kurz einzugehen, denn sie hilft ungemein bei der Erhellung unserer Pandemielage. Rosa zufolge besteht der genannte Beschleunigungszirkel aus drei Faktoren – aus der technischen Beschleunigung, aus der Beschleunigung des sozialen Wandels und aus der Beschleunigung des Lebenstempos.

Am augenfälligsten ist die technische Beschleunigung. Diese steht uns in den Kommunikationsmedien unmittelbar vor Augen, ebenso in den Mobilitäts- und Transportmitteln und in den Produktionsprozessen, die mittlerweile von uns allen wie selbstverständliche Bestandteile unserer Weltbegegnung betrachtet werden. Vor diesem Hintergrund fand eine empfindliche Modifikation der Weltwahrnehmung statt: Der Raum wurde der Zeit untergeordnet. Die Art und Weise, wie wir uns in der Welt bewegen, hat ihre Raumabhängigkeit weitgehend abgestreift. Den Raum haben wir erobert. Dafür sind wir immer mehr zeitabhängig geworden. Je schneller wir irgendwo sind, umso besser. Oder anders formuliert: Das »Wo« ist zum »Wann« geworden. Der Raum wird komprimiert, die Zeit dagegen zum alles bestimmenden Faktor erfolgreichen Handelns. Wo wir uns befinden, ist tendenziell gleichgültig, denn im Nu sind wir woanders. Dieser Gleichgültigkeit in Bezug auf den Raum steht die Relevanz der Geschwindigkeit der zeitlichen Abläufe gegenüber. Letztere sind entscheidend. Erst recht die Räume in unserer unmittelbaren Umgebung können deshalb vernachlässigt werden. Sie sind gleichsam nur noch Abflughäfen für unsere umfassend beschleunigten Lebensstile.

Der zweite Bestandteil des Zirkels stellt die Beschleunigung des sozialen Wandels dar. Es ändern sich die Verhältnisse immer schneller. Was gestern noch gegolten hat, ist bereits heute, spätestens aber morgen überholt oder zumindest fragwürdig geworden. Die zwischenmenschlichen Beziehungsmuster nehmen an Variabilität und Vielfalt zu. Die Moden überholen sich unablässig. Das Wissen, das wir brauchen, damit wir unseren Alltag bewältigen, veraltet in rapidem Tempo. Rosa benutzt in diesem Zusammenhang den von Hermann Lübbe geprägten Begriff der »Gegenwartsschrumpfung«. Damit ist gemeint, dass die Zeit, in der etwas gilt, immer kürzer wird. Worauf heute noch Verlass war, ist womöglich bereits in kürzester Zeit veraltet. Wenn diese Behauptung stimmt, dann hat sie gravierende Konsequenzen.

In diesem Zusammenhang sei deshalb an einen bahnbrechenden Aufsatz des Historikers Reinhart Koselleck erinnert. In seinen Studien über die frühe Moderne hatte Koselleck anhand der Kategorien »Er-

fahrung« und »Erwartung« auf eine kulturelle Verschiebung unseres Verhältnisses zu der Zeit aufmerksam gemacht hat, auf eine Verschiebung, die geradezu ein epochales Ausmaß besitzt. In vormodernen Zeiten lebten Menschen in einem hohen Maße vergangenheitsorientiert. Die Vergangenheit bestimmte Maß und Ordnung des Zusammenlebens. Wir lebten gewissermaßen in der Spur der Altvorderen, in der Spur ihrer Erlebnisse und Widerfahrnisse. Das Leben war deshalb erfahrungsgeprägt. Jene Vergangenheit unterschied sich nämlich nur graduell von der Gegenwart. Man konnte durchaus von ihr lernen. »Was die Erfahrung auszeichnet, ist, dass sie vergangenes Geschehen verarbeitet hat, vergegenwärtigen kann, dass sie wirklichkeitsgesättigt ist, dass sie erfüllte oder verfehlte Möglichkeiten in das eigene Verhalten einbindet.«<sup>21</sup>

Das Leben der Vorfahren konnte häufig als eine Art Muster für die gegenwärtige Generation betrachtet werden. Was ihnen geschehen war, konnte auch den Nachfahren passieren. Unsere Erfahrungen waren im Großen und Ganzen, abgesehen von katastrophalen Ereignissen, auch ihre Erfahrungen gewesen. Die Vergangenheit war nicht gänzlich von der Gegenwart verschieden, diese jener nicht fremd. Die Erwartungen, die Menschen hinsichtlich des eigenen Lebens, aber auch mit Blick auf die Zukunft hegten, waren eingebunden in einen Erfahrungsraum, den man mit den Alten in einem nicht unerheblichen Ausmaß teilte.

Das änderte sich jedoch in der Neuzeit: Die Entdeckungsreisen hatten die Europäer bereits in einen anderen Raum geschleudert. Vieles war noch ungesehen, außerhalb des alten Europas lagen ganze Kontinente brach. Dieser Raum war verheißungsvoll und stimulierte die Erwartungen. Nun veränderte sich aber auch das Verhältnis zu der Zeit. Die Zukunft war voller Versprechungen und regte ihrerseits die Erwartungen an. Man fing an, mit dem Rücken zur Vergangenheit zu leben und mit dem Gesicht der Zukunft entgegengestreckt zu handeln. Infolge dessen hat sich »die Differenz zwischen Erfahrung und Erwartung zunehmend vergrößert«<sup>22</sup>.

Allmählich gewann die Zukunft an Gewicht. Die Erfahrungen konnten irgendwann nicht länger mit den Erwartungen schritthalten: »Die

Grenzen des Erfahrungsraums und der Horizont der Erwartung traten auseinander.«<sup>23</sup> Wissenschaft und Technik ließen die bereits entstandene Kluft immer schneller anwachsen. Unser Erfahrungspotenzial wurde stets ärmer, unser Erwartungspotenzial dagegen umso größer. Weil die Erfahrungen uns nicht länger zu Hilfe kommen, müssen wir den Erwartungen allerdings immer schneller entgegenlaufen. »Die Differenz zwischen Erfahrung und Erwartung muss dauernd neu überbrückt werden, um leben und handeln zu können.«<sup>24</sup> Bereits bei Koselleck stoßen wir in diesem Zusammenhang auf den Begriff der »Beschleunigung«<sup>25</sup>. Die Erfahrungen halten uns nicht länger zurück, unsere Erwartungen aber warten auf ihre Erfüllung. Sie drängen und bedrängen uns. Wir müssen uns deshalb beeilen.

Solange es zwischen dem Erfahrungsraum und dem Erwartungshorizont genügend Überschneidungen gab, konnten Menschen sich vergleichsweise leicht orientieren: Ihre Erwartungen waren erfahrungsgeprägt und teilweise erfahrungsgesättigt. Diese galoppierten nicht davon. Man wurde zwar nicht von der Vergangenheit geknebelt, aber auch nicht von der Zukunft auf Trab gehalten. Aber je mehr sich die Erwartungen von den Erfahrungen emanzipierten, umso mehr wurde aus dem Trab eben ein Galopp. Die Vergangenheit, so könnte man es formulieren, geriet nun immer mehr ins Hintertreffen. Sie verlor ihren Griff auf die Gegenwart, was nicht selten mit einem Freiheitsgewinn für die Betroffenen einherging. Die Zeit, in der Vorbilder aus der Vergangenheit noch gültig waren, verkürzte sich jedenfalls erheblich.

Wir – denn um unsere Zeit handelt es sich nun – haben es mit einer noch viel ausgeprägteren »Steigerung der Verfallsraten«<sup>26</sup> zu tun, wie sich Rosa ausdrückt. Zwei prominente Bereiche, die auf diese Steigerung unmissverständlich hinweisen, sind die Berufswelt und die Welt der Familie. Der US-amerikanische Soziologe Richard Sennett hat in »Der flexible Mensch – Die Kultur des neuen Kapitalismus« eindrucksvolle Zeugnisse dieses Vorgangs gesammelt. Innerhalb einer Generation wurden Menschen aus ihrem alten Zuhause entfernt, aus ihren Regionen herausgerissen, auf weite Reisen in entfernte Räume unter Bedingungen neuer Zeitknappheit geschickt.

Der dritte Bereich der Beschleunigung betrifft deshalb das Lebens-tempo. »Diese Art der Beschleunigung lässt sich definieren als Steigerung der Zahl an Handlungs- und Erlebnisepisoden pro Zeiteinheit und ist als solche die Folge eines Wunsches oder gefühlten Bedürfnisses, mehr in weniger Zeit zu tun.« Hier erfahren wir gewissermaßen am eigenen Leibe, was es heißt, in einer beschleunigten und in einer sich weiter beschleunigenden Gesellschaft zu leben, also mit einer permanenten Zeitknappheit konfrontiert zu sein. Erst recht in einer Ökonomie, die auf dem Prinzip der Konkurrenz beruht, und in einer Kultur, die dieses Konkurrenzverhalten auf nahezu alle Lebensbereiche ausgedehnt hat, kann man diesem Gefühl nicht entkommen. Es muss in immer weniger Zeit immer mehr getan werden (können), zumindest denken wir das. Dies gilt umso mehr, als sich die drei genannten Bereiche gegenseitig durchdringen und somit die Beschleunigung anfeuern. Wir befinden uns in dem bereits erwähnten Beschleunigungszirkel. Längst hat uns die ungute Ahnung beschlichen, dass das Verlassen dieses Zirkels kaum mehr möglich ist. Wir wissen es bereits – »rasenden Stillstand«<sup>27</sup> hatte Virilio diesen Zustand genannt. Wir sind in ständiger Bewegung, immer auf der Überholspur, aber wir haben dabei das Gefühl, nicht wirklich voranzukommen. Gleichzeitig fürchten wir den Stillstand und sehnen ihn doch herbei. Vielleicht gehört auch diese zwiespältige Befindlichkeit mittlerweile zur Pathologie der Gegenwart:

»Die Angst vor Stillstand bei Hochgeschwindigkeit hat die moderne Gesellschaft von Beginn an begleitet; sie liegt den Kulturkrankheiten der Accidia, der Melancholie, des Ennui, der Neurasthenie und heute verschiedenen Formen der Depression zugrunde. Die Erfahrung der Erstarrung entsteht und intensiviert sich (...) dann, wenn die Veränderungen und Dynamiken des individuellen Lebens oder der sozialen Welt (...) nicht länger als Elemente einer bedeutungsvollen und gerichteten historischen Entwicklungskette, also als Elemente des Fortschritts, erfahren werden, sondern als zielloser und rasender Wandel. Dynamischer Wandel wird erfahren, wenn die Episoden des Wandels sich zu einer (narrativen) Geschichte (des Wachstums oder des Fortschritts) zusammenfügen, während die Wahrnehmung eines Still-

stands das Resultat der Erfahrung zielloser, zufälliger und unzusammenhängender Episoden der Veränderung, Transformation und Variation ist. Dieser Wahrnehmung zufolge verändern sich die Dinge, aber sie entwickeln sich nicht, sie gehen nicht in eine bestimmte Richtung.«<sup>28</sup>

Vermutlich ist es genau dieses Gefühl, nicht zu wissen, in welche Richtung sich die Gesellschaft überhaupt bewegt und wie die disparaten Erfahrungen, die wir machen, in einen einigermaßen konsistenten Zusammenhang gebracht werden können, das so verstörend wirkt. Rosa hatte schon in einer früheren Studie die Vermutung geäußert, »dass die in der Moderne konstitutiv angelegte soziale Beschleunigung in der ›Spätmoderne‹, also in unserer Gegenwart, »einen kritischen Punkt übersteigt, jenseits dessen sich der Anspruch auf gesellschaftliche Synchronisation und soziale Integration nicht mehr aufrechterhalten lässt«<sup>29</sup>. Es spielt sich alles in einer rasenden Gegenwart ab, und es fällt uns immer schwerer, den Überblick zu bewahren, die Dinge in einem Zusammenhang zu sehen. Aber anders als in der von Lübke so genannten Gegenwartsschrumpfung hatten wir während der verschiedenen Lockdowns mit einer unfreiwilligen Gegenwartsdehnung zu tun, mit einer »breiten Gegenwart«, wie es Hans Ulrich Gumbrecht einmal ausgedrückt hat. Diese rief zahlreiche Irritationen hervor. Langsamkeit, erst recht Stillstand sind wir nicht gewohnt. Allenfalls in einem Burn-out liegen wir – zeitlich – darnieder.

In der Krise ging nichts mehr voran. Wir fanden uns in unserem Wohnraum, mehr oder weniger beengt, wieder und verbrachten dort sehr viel, nicht wenige ihrem Empfinden nach viel zu viel Zeit. Unsere vermeintliche Zeitsouveränität war gekränkt worden. Die Langsamkeit überfiel uns, die Unbeweglichkeit erst recht. Über die Zeit verfügten wir nicht mehr. Die Herrschaft über die Zeiteinteilung unseres Lebens war uns genommen. Wir waren zu unfreiwilligen Insassen des Raums geworden. Dessen Bedeutung bekamen wir nun zu spüren. Die technische Beschleunigung war uns – abgesehen von der Geschwindigkeit der Kommunikationsmedien – abhandengekommen. Der Raum hatte uns wieder. Und das gefiel den wenigsten.

Mit Blick auf die Beschleunigung des sozialen Wandels – die zweite Komponente des Zirkels – war unsere Erwartung, Neues und Aufregendes stünde wie immer unmittelbar bevor, plötzlich unangemessen. Übrig geblieben war lediglich die Erwartung, diese Blockade möge schnellstens wieder vorbei sein. Der Erwartungshorizont implodierte unter dem Gewicht des Stillstands. In der gedehnten und erzwungenen Gegenwart inmitten des eigenen Mauerwerks kulminierte eine Art Erfahrung der Unbeweglichkeit oder der Ersatzbeweglichkeit. Nun blieb – wenigstens vorläufig – alles beim Alten. Die Veraltengeschwindigkeit stockte. Die Erwartungen liefen nicht länger wie gewohnt den brüchigen Erfahrungen davon, sondern blieben im Dickicht der neuartigen und ambivalenten Erfahrungen des Augenblicks stecken. Die bereits dünne Erwartung, es sei alles bald hoffentlich vorbei, wurde geplättet durch eine aufdringliche Präsenz der immer gleichen Erfahrungen von Langeweile, von Bewegungs- und Optionsarmut, aber auch von Stress, Ungeduld und Zukunftsangst. Wir befanden uns im Gehäuse einer befremdlichen Gegenmoderne, in dem engen Korsett einer Bindung an Ort und Stelle, unfähig, weit auszuholen und die Dinge umzugestalten wie gewohnt.

In der unausweichlichen Verlangsamung des Lebens, die sich nun Bahn brach, kam auch das Lebenstempo, also die dritte Beschleunigung, zum Erliegen. Die Handlungs- und Erlebnisepisoden pro Zeiteinheit schrumpften ansehnlich. Wir mussten nun viel weniger in viel mehr Zeit tun. Dies hatte gewiss nicht zur Folge, dass jetzt auch der Alltagsstress generell abnahm. Der Radius unserer Aktivitäten wurde aber alsbald sehr schmal. Die gewohnten Fortbewegungsmöglichkeiten kamen nahezu zum Erliegen. Sport- und Kulturveranstaltungen waren auf ein Minimum beschränkt. Das Spektrum unserer Aktivitäten war implodiert.

Der Stillstand war zutiefst ambivalent. Hatten wir uns nicht bereits längst nach einer Verlangsamung unseres Lebens gesehnt? Nun war sie da und wir standen plötzlich zutiefst irritiert da, inmitten all dieser Nichtüblichkeiten. Wir waren gänzlich unvorbereitet, denn wir hatten uns im kulturellen Modus der Beschleunigung längst eingerichtet, viel-

leicht eher schlecht als recht. Im Grunde ertrugen wir diesen seltsam neuen Zustand bloß. Hätten wir ihn jedoch nicht besser nutzen sollen und die Frage stellen, ob wir so wie bisher wirklich weiterwollen? Von einem rasenden Stillstand waren wir in eine Tempodrosselung ungeahnten Maßes gestoßen worden. Unsere Befindlichkeiten waren – wie gesagt – widersprüchlich. Wir fühlten uns elend und gleichzeitig war nicht ganz zu leugnen, dass die Situation auch einen eigenen schwachen Glanz ausstrahlte. Sie enthielt das Versprechen, dass die zwanghafte bis schicksalhaft anmutende Beschleunigung unserer Lebensweise nicht ganz ohne Alternative bleiben müsse. Hätten wir nicht schon viel früher wissen können, dass unsere Lebensweise nur noch wenig Zukunft bevorstand?

Das Leben auf der Überholspur tat schon länger weh. Aus den Beschleunigungskurven herausgeschleudert wurden in den letzten Jahrzehnten Unzählige. Das schien der fällige Preis für unseren Fortschritt und für das Wohlfahrtsversprechen zu sein, das uns auf Trab hielt. Lange haben wir uns sogar damit gebrüstet, kaum Zeit zu haben, wenig zu schlafen und unter Arbeitsüberlastung gebückt zu gehen. Dieses Syndrom wurde als Distinktionsmerkmal nobilitiert: Die Erfolgreichen sind nicht zuletzt deshalb erfolgreich, weil sie robuste Charaktere besitzen, die verhindern, dass sie aus der Bahn geworfen werden, sobald das Leben sie herausfordert. Irgendwann wäre diese grausame Sublimierung nicht mehr durchzuhalten gewesen, aber wir scherten uns nicht darum. Das Leben auf der Überholspur war uns in Fleisch und Blut übergegangen. Es schien geradezu ein Naturgesetz der Spätmoderne zu sein. Entrinnen wollen hieße, verrinnen zu müssen. Wer nicht mitmache, gehe erst recht unter.